

Reinhard Mehring

Jenseits von Freund und Feind

Carl Schmitt im Kontext von Antipoden



Königshausen & Neumann

Reinhard Mehring

Jenseits von Freund und Feind

Reinhard Mehring

Jenseits von Freund und Feind

Carl Schmitt im Kontext von Antipoden

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: William Turner, Peace. Burial at Sea (1842)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9280-0
eISBN 978-3-8260-9281-7

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Vorwort

Die folgende Sammlung verknüpft neue Studien zum Werk Carl Schmitts mit Sondierungen des Forschungsstandes sowie einigen Besprechungen und einem Essay zur Lage von Krieg und Frieden. Mit Hermann Heller und Jürgen Habermas zielt sie auf systematische Kritik. Eröffnet wird sie aber durch Beiträge zu drei sehr unterschiedlichen Opfern nationalsozialistischer Verfolgung. Carl Schmitt hatte im Mai 1933 die „deutschen Intellektuellen“ verflucht und aus Deutschland „ausgespien für alle Zeit“.¹ Mit den Jahren wurde mir immer deutlicher, dass Schmitt-Forschung auch die Diskriminierungsoffer einbeziehen sollte.² Es folgt also ein dialektisches Kolorit von antiphonischen Gegenstimmen und Gegnern jenseits geläufiger Freund-Feind-Linien. Der paradoxe Titel signalisiert das strittige Bemühen, durch Kontroversen und Polarisierungen hindurch zu abgeklärteren Standorten, Positionen und Begriffen zu gelangen. Frühere Sammlungen rekonstruierten Werk und Wirkung.³ Die vorliegende profiliert weiteren Forschungsbedarf in der historischen Erschließung wie der grundsätzlichen Auseinandersetzung. Fast alle ihre Studien entstanden anlassgebunden, wurden aber stark überarbeitet, gekürzt und gebündelt. Die Literaturnachweise sind knapp und sparsam gehalten.

Peter Sloterdijk skizzierte für die Gegenwart eine „Grauzonenlehre“. Bei Goethe heißt es: „Schwarz und Weiß, eine Totenschau, /

1 Carl Schmitt, Die deutschen Intellektuellen, in: ders., Gesammelte Schriften 1933–1936, Berlin 2021, 32–35, hier: 35.

2 Eindrücklich waren mir hier auch intensive Begegnungen u.a. mit den Überlebenden David Kettler (1930–2024) und Trude Simonsohn (1921–2022).

3 Reinhard Mehring, Kriegstechniker des Begriffs. Studien zur Biographie Carl Schmitts, Tübingen 2014; Carl Schmitt: Denker im Widerspruch. Werk – Wirkung – Aktualität, Freiburg 2017; Vom Umgang mit Carl Schmitt. Die Forschungsdynamik der letzten Epoche im Rezensionsspiegel, Baden-Baden 2019; Carl Schmitts Gegenrevolution, Hamburg 2021; ‚Dass die Luft die Erde frisst...‘ Neue Studien zu Carl Schmitt, Baden-Baden 2024.

Vermischt ein niederträchtig Grau.“⁴ Eyecatcher vorliegender Sammlung ist ein Bild von William Turner (1777–1851); dieser visionäre Romantiker des Lichts erhellte die Seebestattung eines Freundes, des schottischen Malers David Wilkie (1785–1841), durch gleißenden Fackelschein. Wilkie verstarb bei der Rückkehr von einer Orientreise auf einem Dampfschiff vor Gibraltar. Turner präsentierte *Peace. Burial at Sea* (1842) als ein Gegenstück zu einem Gemälde über Napoleon auf St. Helena (*War. The Exile ad the Rock Limpet*, 1842). Turners Dampfschiff ist Totenschiff und Todesbote. Carl Schmitt hätte daran weitläufige Betrachtungen über Land, Meer und Feuer, „maritime Existenz“ und die „Raumrevolution“ der Neuzeit geknüpft.

Die Sammlung *Jenseits von Freund und Feind* erscheint zum Abschluss meiner Heidelberger Wirksamkeit in einem „Epochenumbruch“, der heute über die „Zeitenwende“ hinaus proklamiert wird, in multipler Krisenlage von „Freiheit“ auf „Sicherheit“ umstellt und dabei – ob im Drohnenkrieg oder der Form der Ideengeschichtsschreibung – durch die „digitale Revolution“ und Entwicklung der KI getrieben ist. Mit der Rückkehr von Donald Trump in die US-Präsidentschaft ist die alte Achse des transatlantischen „Westens“ aufgekündigt und der Ausscheidungskampf zwischen den USA und China um die Hegemonialverfassung der Welt in eine neue Runde gegangen. Im November 2024 zerbrach die in sich heterogene, schon am Start nur mühsam vereinbarte „Ampel“-Regierung, die Carl Schmitt vermutlich spitz, mit einer Formel des *Hüters der Verfassung*, als „labilen Koalitions-Parteien-Staat“⁵ bezeichnet hätte. Sie gehörte mit Olaf Scholz zur negativen Bilanz der Merkel-Ära, deren vielfältige Versäumnisse, Fehler und Defizite heute deutlicher werden. Nicht erst die Corona-Politik der Jahre 2020 bis 2022 liquidierte ein Restvertrauen in den Zustand der Bundesrepublik. Nach der (vorgezogenen) Bundestagswahl vom 23. Februar 2025 naht eine qua „Brandmauer“ alternativlose neuerliche „Groko“, mit prozentual geschwächter SPD, bei starken Rändern rechts und links sowie gewachsener Ost-West-Spaltung. Die „neue Normalität“, die Scholz einst als Vizekanzler Merkels am 17. April 2020 zum Auftakt der

4 Max Hecker (Hg.), *Goethes Sprüche in Reimen*, Leipzig 1908, 12.

5 Carl Schmitt, *Der Hüter der Verfassung*, Tübingen 1931, 88.

Corona-Politik proklamiert hatte, entpuppte sich unter seiner Kanzlerschaft als nachhaltige Dauerkrise. Die Rede von einer „neuen Normalität“ neutralisierte und verblendete dabei die juristische Polarisierung der Differenz zwischen Normal- und Ausnahmezuständen, die Schmitt scharf gezogen hatte und die sich heute gegen Schmitt als Aufruf zur Sorge um einen zivilen Normalzustand lesen ließe. Carl Schmitt ist deshalb heute als Autor der Krise liberaldemokratischer Verfassungszustände und Transformationen weiter interessant.⁶

Heidelberg, 24. Februar 2025

6 Abgeklärte akademische Aktualisierung Schmitts insbesondere bei Rüdiger Voigt, *Denken in Widersprüchen. Carl Schmitt wider den Zeitgeist*, 3. erw. Aufl. Baden-Baden 2024.

Inhaltsverzeichnis

Teil I: Diskriminierungsopfer: Thomas Mann, Emil Utitz, Ludwig Feuchtwanger

I.	Der „geniale Weg“ der Novellistik.	
	Thomas Manns <i>Mario und der Zauberer</i>	13
1.1	Eine Problemgeschichte des Glücks	13
1.2	Transpersonale Hermeneutik der politischen „Krankheit“	19
II.	Deutsch-jüdische Universitätsphilosophie:	
	ein Werkstattbericht	29
2.1	Zur Differenzierung einzelner Aspekte	29
2.2	Ein Beispiel: Emil Utitz (1883–1956)	39
III.	„Schizothymisierung“?	
	Emil Utitz und seine Deutschland-Broschüre von 1948	43
3.1	Philosophische Frontbildungen	45
3.2	Der Gegenkanon von Emil Utitz	47
3.3	Das Projekt der „Charakterologie“	49
3.4	Erfahrungsauslegung nach 1945	51
3.5	Selbstbeweis einer Schizothymisierung?	60
IV.	Ludwig Feuchtwanger im englischen Exil	63
4.1	Zu den frühen Schriften	64
4.2	Der „falsche“ Bilfinger: Lion Feuchtwangers Lapsus	70
4.3	Ludwig im englischen Exil	75
4.4	Aus den Nachlass-Digitalisaten	81

**Teil II: Auseinandersetzungen:
Schmitt, Heller und Habermas**

V.	Abwehr oder Vernichtung? Zur Trennung zwischen Hermann Heller und Carl Schmitt.....	87
5.1	Sieben Jahre in fünf Akten: ein Beziehungsdrama.....	88
5.2	Feindschaft und Vernichtung: Text und Sinn.....	95
5.3	Das „Wesen des Heiligen“ und die „Anarchisierung“ des Bürgerbegriffs.....	104
5.4	„Polyphemische Internationale“: Peter Sloterdijks Erzählung von den „Re-Inszenierungen“ Roms und dem „Zeitalter des Gegenverkehrs“	109
VI.	Autonomie und Souveränität. Carl Schmitt, Jürgen Habermas und die demokratische Öffentlichkeit ..	115
6.1	Zwei Diskursstrategien	115
6.2	Schmitts Kritik parteienstaatlich politisierter Öffentlichkeit.....	120
6.3	Demokratie als Lebensform und Kultur der Öffentlichkeit.....	124
6.4	„Faktizität und Geltung“: Autonomie als Explikation des „Rechtscodes“	127
6.5	Analoger Problembefund? Die Verfallsdiagnose von 2022....	130
VII.	Zur Konstitutionalisierung Europas. Jürgen Habermas vs. Carl Schmitt	135
7.1	Schmitts Völkerbundkritik	135
7.2	Habermas gegen Schmitt	139
7.3	Unvereinbar?	147
VIII.	Japans Ort in Schmitts Geopolitik	151
8.1	Schmitts primäre Feinde	151
8.2	Wendung zu Mao?.....	158
8.3	Japan zwischen USA und China	160

IX.	„Hamletisierung des Rächers“:	
	von Schiller zu Shakespeare	165
9.1	Schmitt über Wallenstein als kommissarischer Diktator.....	165
9.2	Ein ungeschriebenes Schiller-Buch?	170
9.3	Tragödie oder Trauerspiel? Unzureichende Sondierung	172

Teil III: Zum Stand der Schmitt-Forschung

X.	Löwen des Betriebs: Smend, Schmitt,	
	Stolleis und die Wissenschaftsgeschichte	179
10.1	Vorgänger im Projekt	179
10.2	Revisionen nach 1936? Schmitt und Smend	181
10.3	Stolleis: parallele Sichtweisen, diverse Wertungen	190
10.4	Erfahrungswandel?	196
XI.	Zur Lage der deutschen Schmitt-Forschung.....	201
11.1	Offensive Rezeptionssteuerung	205
11.2	Der Start der Schmitt-Forschung bei Lebzeiten	208
11.3	Akademischer Selbstläufer oder modischer Hype?	212
11.4	Frühwerk und Spätwerk: zur Aktualisierung des „ganzen“ Schmitt.....	214
XII.	Krisenprismatik. Zur neueren Editions-geschichte.....	219
12.1	Die Tagebücher: zwischen Beichte und Kalender.....	219
12.2	Arbeit am Grundtext.....	229
12.3	Spektrale Repräsentanz	231
XIII.	Aus der „ganz kleinen Gruppe von Einzelgängern“ I:	
	Roman Schnur	235
XIV.	Aus der „ganz kleinen Gruppe von Einzelgängern“ II:	
	Reinhart Koselleck	243

XV. Aus der „ganz kleinen Gruppe von Einzelgängern“ III:	
Hans-Dietrich Sander	249
XVI. Von Plettenberg zu Heidelberg:	
Gadamers „gelöste Freundschaft“ mit Heidegger	255

Teil IV: Sondierungen der Lage

XVII. Rezensionen aus Kafkanien oder Schrottland.....	263
17.1 Grau als Daseinsmetapher (Sloterdijk)	263
17.2 Kulturzerstörungen (Parzinger).....	265
17.3 NS-Polykratie im Juristentag (Schenkel)	269
17.4 Ethos der Journalistik (Hachmeister).....	271
17.5 Treffen am Abgrund (Neumahr).....	273
17.6 Tyrannei der Werte (Vosskuhle).....	275
17.7 Merkelfreundliche Linie (Bollmann)	278
17.8 Bilanz der Flüchtlingspolitik (Koopmans).....	280
17.9 Rechtsdrift im Parteiensystem (Biebricher)	282
17.10 Demokratiedämmerung (Selk)	285
17.11 Möglichkeitsdenken (Demandt).....	290
XVIII. Über Krieg und Frieden. Sondierung einiger Aspekte	295
18.1 Generationelle Erfahrung	295
18.2 „Sinn“ des Krieges: humane Verantwortung.....	298
18.3 Analyseinstrument W-Fragen: am Beispiel von „Putins Krieg“	302
18.4 Friedensperspektiven	314
XIX. Thomas Manns Kritik des Appeasement-Friedens von 1938.....	321
Nachweise	327

Teil I:

Ausgangslage

I.

Der „geniale Weg“ der Novellistik: Thomas Manns *Mario und der Zauberer*

1.1 Eine Problemgeschichte des Glücks

Thomas Manns Werk lässt sich als eine Reflexionsform rekonstruieren, die Bedingungen und Möglichkeiten gelingenden Lebens dichterisch explorierte und Leben durch Dichtung orientierte. Es stellte die Frage nach den Möglichkeiten dabei auch in die historisch-politische Bedingungsanalyse zurück und fragte danach, ob man in Deutschland subjektiv beglückend und sozial und politisch verantwortlich leben kann. In diesem Sinne verstand Mann sein autobiographisch geprägtes Werk auch als „Rettung und Rechtfertigung“ (XI, 352) des eigenen Daseins. In den dichterischen Explorationen seiner Lebenslage arbeitete er sich dabei von scheiternden Lebensentwürfen zu Glücksgestalten empor. Die Möglichkeit subjektiv beglückenden Daseins (Krull) band er dabei an eine soziale und politische Verantwortlichkeit (Joseph). Er erörterte also die alte platonische Frage nach dem Verhältnis des Guten und des Gerechten, die Platon in der *Politeia*

7 Thomas Mann wird hier nach der Werkausgabe in dreizehn Bänden (Frankfurt 1974) zitiert. Es gilt stets die letzte Bandangabe. Zur Gesamtdeutung vgl. Reinhard Mehring, Thomas Mann. Künstler und Philosoph, München 2001; Das „Problem der Humanität“. Thomas Manns politische Philosophie, Paderborn 2003; Thomas Manns philosophische Dichtung. Vom Grund und Zweck seines Projekts, Freiburg 2019; *Der Wille zum Glück* und die „Bett-Mohrin“. Thomas Mann und seine Brüder, Würzburg 2025; der erste Teil rekapituliert hier Passagen aus dem jüngsten Buch.

durchkonjugierte, und antwortete wie Platon mit der Gerechtigkeit als einer notwendigen Bedingung der Möglichkeit subjektiven Glückes bzw. als einem essentiellen Glücksgut.

Das Glück bedarf der Gerechtigkeit. Die ethisch-anthropologische Exploration der Möglichkeit gelingenden Daseins, wie sie Mann vom *Kleinen Herrn Friedemann* bis *Felix Krull* in aufsteigender Linie erörterte, verlangt deshalb nach einer historisch-politischen Bedingungs- und Kontextanalyse, weshalb Mann seine novellistischen Erkundungen in seinen großen Romanen in die Kultur- und Nationalgeschichte zurückstellte. Er entwickelte hier eine Gesamtanalyse des deutschen „Sonderwegs“ seit der Reformationszeit, näherhin eine Geschichte vom Ende des „langen“ bürgerlichen Zeitalters seit dem 19. Jahrhundert: von den *Buddenbrooks* und der Idyllisierung konstitutioneller Monarchie (*Königliche Hoheit*) über die Entscheidungsfragen der Zwischenkriegszeit (*Zauberberg*) bis hin zum Untergang des Humanismus (Zeitblom) und katastrophalen Triumph des deutschen Extremismus (Leverkühn) im *Doktor Faustus*. Der *Joseph*-Roman suchte dagegen eine universalistische Lösung und Antwort im konservativ-revolutionären Rückgang auf die monotheistischen und politisch-theologischen Anfänge der europäischen Entwicklung.

Mann dachte arbeitsökonomisch: Seine Vorhaben verwirklichte er meist zügig. Gute Einfälle und Ideen verschenkte er selten und verwirklichte sie in der einen oder anderen Form. Seine drei frühen Novellen-Sammlungen entwickelten eine Typologie und Phänomenologie der Möglichkeiten scheiternden und gelingenden Lebens. In einer aufsteigenden Linie von *Der kleine Herr Friedemann* (1898) über die *Tristan*-Sammlung (1903) bis zum *Wunderkind*-Bändchen (1914) arbeitete sich Mann dabei zu Glücksgestalten hinauf. Sein Werk konfigurierte er hier auch seit dessen Anfängen in einer Nord-Süd-Unterscheidung und Linie der Künstleridentifikation oder Selbsterfindung in Italien. Anders als Goethe folgte er seiner Italiensehnsucht dabei schon früh und bereiste das Land der Zitronen bereits 1895 und 1896/97. In Palestrina begann er die *Buddenbrooks* zu schreiben, was er im *Doktor Faustus* auch als Teufelspakt imaginierte. Manns italienische Novellen spielen in Rom (*Der Wille zum Glück*, 1896), Venedig (*Der Tod in Venedig*, 1912) oder dem fiktiven Torre di

Venere an der ligurischen Küste (*Mario und der Zauberer*, 1930). Florenz ist in *Gladius Dei* (1902) wie in *Fiorenza* (1905)⁸ als italienische Renaissance ein verworfenes Glücksversprechen: eine Kraftquelle der Künstlerstadt München („München leuchtet“) auch, die in Manns Selbstidentifikation gleichsam zwischen Nord (Lübeck, Dänemark) und Süd (Italien, Afrika) zu verorten ist.

Novellistisch kam Mann nicht über Rom hinaus. Wie eindrucksvolle Schlüsselbriefe vom November 1896 an Otto Grautoff aber zeigen, war sein damaliger Neapel-Aufenthalt für seine Glückswendung und Flucht aus der erotischen Verlockung und „Heimsuchung“ des Südens nachhaltig prägend.⁹ Das Glücksversprechen des „Südens“ führte ihn zu einer Fluchtbewegung und Rückwendung in den Norden. Im September 1897 erscheint *Der Bajazzo*. Die Novelle zitiert die Italienreise fast schon ironisch, indem sie den „Bajazzo“ über Rom, Neapel und Palermo „ganz flüchtig“ nach Afrika und Spanien gelangen lässt. In *Tonio Kröger* ist die Abkehr vom Italienmythos und Nordwendung der Dichtung zum Abschluss des Frühwerkes dann explizit ausgesprochen. In Münchner Gesprächen mit der russischen Malerin und Freundin Lisaweta wird Kröger klar, dass er sich als Künstler auf Reisen neu finden und erfinden muss:

„Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, dass ich mir einbildete, dahin zu gehören. Kunst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit... Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Die ganze belleza macht mich nervös. Ich mag auch alle diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Diese Romanen haben kein Ge-

8 Dazu vgl. Mehring, Thomas Manns philosophische Dichtung, 2019, 41–53.

9 Das damalige Neapelerlebnis hat Matthias Lohre (Teufels Bruder. Roman, München 2025, 219ff., 375ff.) jetzt kenntnis- und anspielungsreich zum Schlüssel für einen Schlüsselroman über Thomas Manns Frühwerks ausgebaut. Er verknüpft homoerotische Verlockungen in Neapel dabei mit einer Entscheidung gegen die Jugendfreundin Ilse Mertens und für das Dichtertum. Dabei schlägt er Brücken zwischen dem Neapel-Erlebnis, ersten literarischen Erfolgen, der Konzeption der *Buddenbrooks* sowie literarischen Verdichtungen im *Tod in Venedig* und *Doktor Faustus*. Parallel hatte ich ähnliche Überlegungen ausgeführt (*Der Wille zum Glück* und die „Bett-Mohrin“, 2025, 127–154). Der Roman ist auch mit dem grellen Bezug der Gewalttat eines neapolitanischen Strichjüngens (401ff.) auf *Tobias Mindernickel* virtuos konstruiert und gelungen.

wissen in den Augen... Nein, ich gehe nun ein bisschen nach Dänemark.“ (305f.)

Seine Option für die Lebensform des Künstlers pointierte Mann dabei in *Gladius Dei* und *Fiorenza* primär gegen den religiösen Fanatismus. *Der Tod in Venedig* stand dann als ambitionierter Abschluss des novellistischen Frühwerks wie der Verarbeitung der Neapel-Erfahrung noch im engen Bezug zu den frühen Italienreisen. Eigentlich musste der kleine Herr Friedemann, als der Mann angetreten war, aber damals bereits als „Wunderkind“ auftreten und auf das „Glücks-kind“ *Felix Krull* vorausweisen. Wenn die erweiterte *Friedemann*-Sammlung von 1909 deshalb nicht mehr mit *Tobias Mindernickel* schließt, sondern mit dem *Eisenbahnunglück*, ist das Verfallscredo der ersten Sammlung relativiert und korrigiert. Zweifellos verschiebt dieser neue Abschluss die Linie und Botschaft des *Friedemann*-Bandes in Richtung eines bürgerlich etablierten, gelingenden Lebens. Der Bajazzo erscheint also 1909 bereits als ein Erfolgsschriftsteller, der das Kriterium autobiographischer Erlebnisaussprache satt erfüllt: Der Autor tritt nun nahezu unverhüllt als Großschriftsteller auf, der längst Erster Klasse reist.

Die Glücksthematik, die von *Der Wille zum Glück* bis hin zu *Felix Krull* das Frühwerk durchzieht, wird mit der Novelle als Glück im Unglück,¹⁰ *Eisenbahnunglück*, von der Möglichkeitsfrage auf die infrastrukturelle historisch-politische Bedingungsanalyse umgestellt: Nachdem Mann das Verfallsnarrativ des Frühwerks mit dem „strengen Glück“ der *Königlichen Hoheit* korrigiert hatte, revidiert er den Tenor des *Friedemann* und zeigt den Bajazzo und Mindernickel als einen Erfolgsschriftsteller auf „Kunst- und Virtuosenfahrt“, der in Dresden nebenbei etwas abspannen möchte und Arbeitsmuße sucht. Das *Eisenbahnunglück*, eine reale Erfahrung vom 1. Mai 1906 verdichtend, ereignete sich infolge einer „defekten Weiche“. Mann beobachtet, wie „die Autorität und die Sicherheit“ durch den Zusammenstoß mit einem Güterzug ins „Schlenkern“ und in Schieflage gerät. „Nachrichten“ vom Hergang des Unfalls preisen den „Zugführer“, der rechtzeitig die „Notbremse“ gezogen habe. Die Feuerwehr ist

10 Dazu vgl. Odo Marquardt, Glück im Unglück. Philosophische Betrachtungen, München 1995.

dann bald da und bringt wieder „Ordnung in die Sache“, was die Reputation von „Vater Staat“ wiederherstellt: Ein „Hilfszug aus Regensburg“ kommt und nach einer Stunde sitzen die Betroffenen bereits in einem „Extrazug“. Der Ich-Erzähler erhält seinen Koffer mit den Manuskripten unbeschadet zurück und gelangt mit nur „drei-stündiger Verspätung“ nach Dresden. Die Novelle thematisiert eine Umstellung der Systemlegitimation auf säkulare und egalisierende „Daseinsvorsorge“. Mann erzählt von der Abhängigkeit staatlicher Autorität von verlässlicher Infrastruktur und zügigem Krisenmanagement. Der Zug steht dabei als Daseinsmetapher für den Staat insgesamt. Der Wilhelminismus wird in seinen Ermöglichungsstrukturen und seiner Problemlösungskompetenz legitimiert.

Das Eisenbahnunglück beschließt 1909 die erweiterte Ausgabe des *kleinen Herrn Friedemann*. Die 1910 entstandene Novelle *Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln* bringt als Schlussstück der *Wunderkind*-Sammlung 1914 dann einen heiteren Rückblick oder Abgesang auf die Lübecker Jugend, die *Tonio Kröger* eigentlich schon in die definitive Entscheidung für das Künstlertum gehoben hatte. Die Sammlung *Das Wunderkind* wirkt deshalb bei flüchtiger Lektüre fast wie ein untergewichtiger Nachtrag zum Frühwerk. Näher betrachtet erhält sie durch das Schlussstück aber gender- wie nationalpolitisches Gewicht: Die Pubertätsnovelle verknüpft den Zweikampf mit einem „Ringen“ des deutschen und englischen „Nationalcharakters“ (443) um die Überlegenheit, wie es im Vorfeld des Ersten Weltkriegs gegeben war. Er rückt dabei von Jappe und Escobar ab und vertritt eher die irenische Haltung des Benimmlehrers Knaacks, der auf „Prügel“ verzichtet und dem pubertären, gewaltaffinen „Ideal der Männlichkeit“ entsagt. Der Kontrast zwischen dem *Wunderkind*-Schluss und der damaligen Kriegsapologie ist nicht weniger irritierend als das Erscheinen der *Betrachtungen eines Unpolitischen* im Herbst 1918 bei Kriegsende. Die Schlussstücke der Novellenbände von 1909 wie 1914 sind also je gewichtig: Sie bringen das Frühwerk im problemgeschichtlichen Reflexionsgang auf aktuellen Stand und leiten eine Politisierung des Werkes in nationalpsychologischer und etatistischer Perspektive ein.

Mit „zwei Idyllen“ eröffnet Mann 1919, parallel zur Arbeit am *Zauberberg*, dann seinen Familienroman¹¹ vom Leben des Künstlers in der „großen Konfusion“ (III, 646) der Zwischenkriegszeit, die hier mit *Jenseits von Freund und Feind* fern aller Idyllen geistesgeschichtlich weiter ausgeleuchtet wird. Nach Abschluss der *Betrachtungen eines Unpolitischen* schreibt Mann zunächst *Herr und Hund*. Mitte Oktober 1918, in den letzten Tagen des Weltkrieges, beendet er die Niederschrift. *Herr und Hund* verklärt keine prämoderne, patriarchalische Idylle. Das entzückende „Charakterbild“ von Bauschan im „Revier“ deutet vielmehr Irritationen an. Seit dem 11. September 1918 sind Manns Tagebuchnotizen zufällig erhalten. Während Mann die „Hasenhetze“ schreibt, registriert er damals den „Siegesrausch der Entente“ und Verlauf der Kapitulationsverhandlungen. Er empört sich über den „Welttriumph der demokratischen Zivilisation“ und „Diktatfrieden“, empfindet die politische „Katastrophe“ als eigene Niederlage und erwägt einen Auslieferungsstopp der *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Er zweifelt nun an seiner Friedrich-Parallele und entscheidet sich zwei Tage vor Abschluss von *Herr und Hund*, am 12. Oktober 1918, gegen die „heroische“ Auffassung für den Standpunkt, „die Dinge von der Komödienseite zu nehmen“ (TB 1918/21, 31). Am 16. Oktober 1918 ergänzt er dazu: „Wäre Heroismus angesichts der nackten Übergewalt nicht Wahnsinn? Es hat wenig Sinn, sich auf Friedrich im 4. Jahr zu berufen. Der Krieg ist heute etwas anderes.“ (36)

Das letzte „Abenteuer“ und „Zerwürfnis“ von *Herr und Hund* markiert deshalb auch einen politischen Macht- und Rollenwechsel: Der Autor selbst findet sich plötzlich in der Rolle des Hundes wieder, der vor der „Donnerbüchse“ (VIII, 616) des fremden Jägers kuschelt. *Herr und Hund* reflektiert nicht nur allgemein, in der Nachfolge Goethes, auf die fragile Abhängigkeit privater und familiärer Idyllen von politischen Rahmenbedingungen, sondern schreibt die letzten Abenteuer und Konstellationen von Hase, Herr und Hund auch direkt in den Einstellungs- und Perspektivenwechsel des Oktober 1918 hinein. Deutschland ist nun nicht mehr „Friedrich“, sondern eher ein gehetzter Hase oder Hund, der zum neuen Herrn durch das

11 Mehring, Thomas Mann. Künstler und Philosoph, 2001, 48ff.

Türfenster aufschaut. Seinen Perspektiven- oder Standpunktwechsel hin zur „Komödienseite“ formuliert Mann am 5. November 1918 definitiv als Künstlercredo oder neuen Heroismus des Künstlertums:

„Ein gewisser Kultus seines Schicksals muss dem Künstler erlaubt sein, u. es ist eine recht objektive, d.h. männliche Art von Subjektivität, dies Schicksal zu distanzieren, indem man es als Kunstwerk darstellt – es ist das auch eine Form, und nicht die schlechteste, seines Schicksals geistiger Herr zu sein. Es liegt darin sogar ein gewisser Wille zum Abenteuer, u. ist nicht der Abenteuerer etwas sehr männliches? Ihm ist jedes Schicksal im Grunde recht, wenn es nur eines ist. Sein Schicksal zu wählen, zu kultivieren und mit Hingebung zu gestalten wäre Weibesart, wäre ödes u. bloß leidendes Frauenleben? Ich habe aus meinem Schicksal, ‚älteren Jahrgängen des Denkens u. Empfindens anzugehören‘, einen Roman gemacht, dessen Stoff zum guten Teil meiner Phantasie angehört u. dessen geistiger Herr ich bin.“ (TB 1918/21, 55f.)

Die *Wunderkind*-Sammlung endete 1914 im merkwürdigen Kontrast zur Kriegsapologie bereits mit einer Absage an heteronormale „Männlichkeit“ (VIII, 427) und nationalistische Streitlust. Schon mit seinem *Friedrich*-Essay (1915) hinterfragte Mann dann die heterosexuelle Normierung militärischer Tugenden; auch seine Rede *Von deutscher Republik* konnotierte er später genderpolitisch inkorrekt. Mann distanzierte sich aber auch 1918 schon im Tagebuch von einem fatalen „heroischen“ Nationalismus und formulierte einmal mehr seine eigene Verkoppelung von Leben und Werk in seinem Roman des Lebens.

1.2 Transpersonale Hermeneutik der politischen „Krankheit“

Manns autobiographisch gefärbte Novellistik lässt sich bis 1933 also grob in zwei Hauptgruppen einteilen: die anonymisierten Novellen vom Werden des Künstlers, bis zum *Tod in Venedig*, und die kenntlich verkleideten späteren Novellen vom Leben des Zauberers in der Zwischenkriegszeit seit 1918 im Kreise seiner Familie. *Mario und der Zauberer* ist als letzte Italien-Novelle zugleich ein Abschluss des mit „zwei Idyllen“ eröffneten Familienromans. Die späteren Novellen – *Die vertauschten Köpfe*, *Das Gesetz* und *Die Betrogene* – sind nicht

in der gleichen Weise autobiographische und novellistische Einschaltungen in das Romanwerk.

Während Mann sich vor und nach 1933 immer direkter zum Zeitgeschehen positionierte, äußerte er sich in seinen Dichtungen nur allegorisch verschlüsselt. Stets personifizierte und psychologisierte er dabei Politik in „gewaltigen“ Vertretern. Juristisch komplexe Darstellungen eines politischen Systems literarisierte er nicht. Die nationalgeschichtliche und nationalpsychologische Charakteristik stand stets im Vordergrund. Dabei betrachtete er den Künstler als einen „Bruder“ des Politikers. Hitler wie Mussolini verstanden sich, wie einst Nero, tatsächlich auch als Künstler. Goebbels notierte 1937 ins Tagebuch, dass Mussolini den Staatsmann als Künstler bezeichnet habe: „Das müssen wir als Staatsmänner immer sein, sagt er.“¹² Auch in *Mario und der Zauberer* ist Cipolla, der Zauberer, aber nicht einfach mit einem populistischen Politiker und „charismatischen Herrscher“ vom Typus Mussolini oder Hitler zu identifizierten. Dennoch lässt sich sagen, dass *Mario und der Zauberer* von allen literarischen Texten Manns am offensten und deutlichsten als politische Novelle und Dichtung zu lesen ist.

Anders als die „zwei Idyllen“ von 1919 lässt Mann sein „tragisches Reiseerlebnis“ – nach eigenen Erlebnissen¹³ – am Tyrrhennischen Meer in einem fiktiven Torre di Venere (Forte dei Marmi) spielen, das er als bedrohtes „Idyll“ (VIII, 658) vom benachbarten „Weltbad“ Portoclemente unterscheidet. Mann konstruiert einen Gegensatz von Hauptstadt und Provinz, Rom und Torre, und lässt die – offenbar autobiographische – Familie des Ich-Erzählers bald aus dem ungastlichen Grand-Hotel in eine familiäre Pension umziehen.

12 Goebbels am 26. September 1937 ins Tagebuch, zitiert nach: Lutz Hachmeister, Hitlers Interviews. Der Diktator und die Journalisten, Köln 2024, 200; vgl. auch Wolfram Pyta, Hitler. Der Künstler als Politiker und Feldherr. Eine Herrschaftsanalyse, München 2015; Wolfgang Schieder, Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce, München 2013; ders., Benito Mussolini, München 2014; aus der Fülle der Bücher von Volker Reinhardt, Geschichte Italiens. Von der Spätantike bis zur Gegenwart, München 2003, 263ff.; Die Macht der Schönheit. Kulturgeschichte Italiens, München 2019

13 Dazu und insgesamt Dieter Borchmeyer, Thomas Mann. Werk und Zeit, Berlin 2022, 756ff.; Hans Rudolf Vaget, Kommentar, in: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 6.2, 89ff.

Wie in früheren Texten erzählt er von einem sommerlichen Strand- und Badeurlaub. Anders als in *Jappe und Do Escobar* ist das „tragische“ Erlebnis in Torre aber kein ritterlicher „Ehrenhandel“ und Zweikampf, sondern ein chauvinistisches Spektakel der Selbstaufwertung der „Größe und Würde Italiens“. Die Reisegäste sind am Strand zunächst unschuldige Opfer italienischer Repressionen und werden im „Saalbau“ des städtischen Cinemas, beim Auftritt des „Zauberers“, dann zum Publikum und Zeugen einer Gewalttat.

Wiederholt wird der Verbleib in Torre problematisiert und die Rolle des moralisch-politischen Zeugen bejaht. Ausdrücklich heißt es: „Nein doch, man soll bleiben, soll sich das ansehen und sich dem aussetzen“ (669). Der Ich-Erzähler, der hier mit Mann zu identifizieren ist, distanziert sich also vom Wegschauen, Verleugnen und Verdrängen. Der Beobachter ist als Zeuge nicht mehr neutral. Zwar haben die Kinder des Erzählers noch keine „politische“ Wahrnehmung und Deutung des Geschehens; die Eltern nehmen den ganzen Reiseaufenthalt, von den kleinsten chauvinistischen Zeichen der Diskriminierung im Hotel angefangen, aber intensiv als eine politische Tragödie nationalistischer Radikalisierung und „Krankheit“ (667) wahr. Dabei unterscheiden sie zwischen den „patriotischen“ oder nationalistisch-fascistischen Akteuren und der selbstverständlichen Mitmenschlichkeit des italienischen „Volkes“, für die neben Mario insbesondere Signora Sofronia Angiolieri, die Wirtin der Pension Villa Eleonora, steht. Die Eltern suchen den Kindern das „tragische Reiseerlebnis“ als harmloses Spiel zu kommunizieren und sie „im glücklichen Wahn“ zu belassen, „dass alles Theater gewesen sei“ (658). Der „Künstler“ und „Zauberer“ Cipolla wird zwar immer wieder als „Scharlatan“, „Gaukler“ oder „Zirkusdirektor“ verharmlost; der Ich-Erzähler bezeichnet ihn aber begrifflich auch als „Hypnotiseur“ (696) und spricht von einer „Katastrophe“ und einem „befreienden Ende“ mit Schrecken.

Wie im *Friedemann* oder auch *Königliche Hoheit* kennzeichnet Mann Cipolla durch einen „Leibesschaden“ und „Hüft- oder Gesäßbuckel“ (680). Wie im *Friedemann* korreliert er die körperliche Behinderung dabei mit Ressentiment. Cipolla führt verschiedene Personen aus dem Publikum vor und stellt sie bloß: insbesondere attraktive

junge „Burschen“ oder Männer aus dem einfachen Volk, denen er Erfolg bei Frauen unterstellt und neidet. Er kommuniziert mit dem Publikum dabei intensiv und eloquent. Für seine Hypnotisierung einzelner Personen aus dem Publikum braucht er unmäßig viele Zigaretten, Kognac und eine Reitpeitsche, die nicht nur an Zirkusdompteure, sondern auch an kolonialen Rassismus erinnert.¹⁴ Mit der kolonialen Gewalt wird der Leser auch auf die Assoziation des Badeurlaubs mit einer „afrikanischen“ „Schreckensherrschaft der Sonne“ aufmerksam. Cipolla sucht sich widerspenstige Männer aus dem Publikum, mit denen er in die „Auseinandersetzung“ eintritt. Einen lässt er die Zunge herausstrecken und später im „Kampf der Eingeweide“ eine Kolik erleiden, einen anderen verwandelt er in einen „brettstarren Körper“, den er misshandelt. Einige Zahlenspiele und Übungen im Gedankenlesen sind für das beteiligte Publikum, darunter Signora Angiolieri, weniger entwürdigend. Über „Vernunft und Tugend“ aber macht Cipolla sich lustig. Stets betont er, dass seine „Demonstration der Willensentziehung und -aufnötigung“ (696) eigentlich keine „Willensfreiheit“ beweist: „Die Freiheit existiert, und auch der Wille existiert; aber die Willensfreiheit existiert nicht, denn ein Wille, der sich auf seine Freiheit richtet, stößt ins Leere.“ (689)

Thomas Mann scheint hier seine Schopenhauer- und Nietzsche-Lektüren zu variieren. Als „positiver Skeptiker, ein Skeptiker, der seine Freude daran hatte, wenn etwas gelang“ (X, 145), interessierte er sich damals für den „okkulten“ Versuch, das „Geheimnis des organischen Lebens“ (139) mittels einer „experimentellen“ empirischen „Metaphysik“ zu erforschen. Er unterschied also zwischen bloßer Spekulation und wissenschaftlich disziplinierter „Metaphysik“. Veget verweist im Kommentar auf Auguste Forel und Schopenhauer, Borchmeyer¹⁵ darüber hinaus auch auf Goethes Cagliostro- und Revolutionssatire *Der Groß-Coptha*. Durchgängig macht Cipolla sich über Individualitäts- und Freiheitszuschreibungen lustig: „Ich war’s“, parodierte Cipolla“ (VIII, 677). Seine Erklärungen sind von den Ausführungen des Ich-Erzählers zu unterscheiden, die ihrerseits nicht

14 Dazu Iris Därmann, *Sadismus mit und ohne Sade*, Berlin 2022, 75ff., 111ff.

15 Borchmeyer, *Thomas Mann*, 2022, 760.

umstandslos mit Autorüberzeugungen gleichgesetzt werden dürfen. Der Ich-Erzähler meint:

„Ich weiß bestimmt, dass er [Cipolla] von den Kartenkunststücken zu jener Art von Gesellschaftsspielen übergang, die auf über- oder untervernünftige Fähigkeiten der menschlichen Natur, auf Intuition und magnetischer Übertragung, kurzum auf einer niedrigen Form der Offenbarung beruhen. Nur die intimere Reihenfolge seiner Leistungen weiß ich nicht mehr. Auch langweile ich Sie nicht mit der Schilderung dieser Versuche; jeder kennt sie, jeder hat einmal daran teilgenommen, an diesem Auffinden versteckter Gegenstände, diesem blinden Ausführen zusammengesetzter Handlungen, zu dem die Anweisung auf unerforschlichem Wege, von Organismus zu Organismus ergeht.“ (690)

Das Zitat ist erstaunlich: Der Ich-Erzähler, der hier weitgehend mit dem Autor und Verfasser identifiziert werden darf, spricht den Leser direkt in der Höflichkeitsform an und reklamiert esoterische Erfahrungen „unerforschlicher“ „Offenbarung“ als evidenten Gemeinplatz. Er suspendiert sich damit von einer exakten begrifflichen Festlegung auf eine Theorie oder Philosophie dieser Erfahrungen. Eine Identifikation etwa mit Schrenck-Notzing oder Freud wird parodiert. Anders als der Ich-Erzähler bietet Cipolla dann aber eine politische Interpretation an, die genauer durch zeitgenössische Demokratietheorien zu fassen wäre. Der Ich-Erzähler referiert oder zitiert:

„Die Fähigkeit, sagte er, sich seiner selbst zu entäußern, zum Werkzeug zu werden, im unbedingtesten und vollkommensten Sinn zu gehorchen, sei nur die Kehrseite jener anderen, zu wollen und zu befehlen; es sei ein und dieselbe Fähigkeit; Befehlen und Gehorchen, sie bildeten zusammen nur ein Prinzip, eine unauflöslliche Einheit; wer zu gehorchen wisse, der wisse auch zu befehlen, und ebenso umgekehrt; der eine Gedanke sei in dem anderen einbegriffen, wie Volk und Führer ineinander einbegriffen seien, aber die Leistung, die äußerst strenge und aufreibende Leistung, sei jedenfalls seine, des Führers und Veranstalters, in welchem der Wille Gehorsam, der Gehorsam Wille werde, dessen Person die Geburtsstätte beider sei, und der es also sehr schwer habe.“ (691f.)

Anders als das synkretistische Deutungsangebot des Ich-Erzählers ist diese Selbstdeutung Cipollas begrifflich näher zu fassen. Während

Cipolla sie auf den italienischen Fascismus bezieht, dem er sich verbunden weiß, hat Mann die Formulierungen damals wohl aus dem breiten Angebot des deutschen Rechtsintellektualismus geschöpft, näherhin etwa aus Friedrich Wolters und dem George-Kreis. Beachtlich sind hier etwa das „Prinzip“ der Einheit von Befehlen und Gehorchen und die transsubjektive Fassung der Konzepte der „Person“ und des „Willens“, aus der sich eine Identität von „Volk und Führer“ ergibt. Mann hat hier vermutlich nicht direkt von einem bestimmten Autor abgeschrieben und die konzeptionellen Differenzen zwischen der synkretistischen Deutung des Ich-Erzählers und dem Selbstverständnis Cipollas nicht minutiös bedacht. Es ließe sich eine juristische und eine philosophische Bedeutungsschicht unterscheiden, die hier nur andeutend präzisiert werden soll. Bei Carl Schmitt heißt es beispielsweise 1926 in prägnanten Ausführungen:

„Die *volonté générale* wie Rousseau sie konstruiert ist in Wahrheit Homogenität. Das ist wirklich konsequente Demokratie. Nach dem *Contract social* beruht also der Staat, trotz des Titels und trotz der einleitenden Vertragskonstruktion, nicht auf Kontrakt, sondern wesentlich auf Homogenität. Aus ihr ergibt sich die demokratische Identität von Regierenden und Regierten.“¹⁶

Die Disjunktion von Liberalismus und Demokratie und die antilibérale Auslegung von Rousseaus *volonté générale* blieben im Rechtsintellektualismus gängig. Obgleich hier Differenzen zwischen dem deutschen Nationalismus und Nationalsozialismus und dem italienischen Fascismus zu beachten wären, sei zur Verdeutlichung nur auf eine Lehrbuchdefinition des bedeutenden Schmitt-Schülers und NS-Juristen Ernst Rudolf Huber aus dem Jahre 1937 verwiesen. Huber schreibt in seinem Lehrbuch *Verfassung* im Abschnitt „Führer und Volk“:

„Die völkische Staatsauffassung beruht auf der Erkenntnis, dass der wahre Wille des Volkes nicht durch parlamentarische Wahlen und Abstimmungen gefunden werden kann, sondern dass der Wille des Volkes nur durch den Führer rein und unverfälscht hervorge-

16 Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, München 1926, 20.

hoben wird.“¹⁷ „Der völkische Gemeinwille hat seine Grundlage in der politischen Idee, die einem Volke gegeben ist. Er ist im Volke selbst vorhanden; er wird durch den Führer zum Bewusstsein erhoben und offenbart. Der Volkswille wird durch den Führer nicht aus dem Nichts erschaffen, sondern er wird entwickelt aus den Anlagen, Kräften und Aufgaben, die dem Volke gegeben sind. Der Führer entfaltet zum bewussten Entschluss, was als Willenskern in der Gemeinschaft des Volkes lebendig enthalten ist. In unzähligen Äußerungen hat Adolf Hitler sich zu dieser Bindung an das Volk bekannt – am nachdrücklichsten in der Reichstagsrede vom 7. März 1936, in der es heißt: ‚Ich konnte dies alles nur tun, weil ich mich nie als Diktator meines Volkes, sondern stets nur als sein Führer und damit als Beauftragter gefühlt habe.‘“¹⁸

Wie Huber oder Hitler legt auch Cipolla auf eine transindividuelle Auslegung des Willens und eine Abgrenzung vom Diktator oder auch Tyrannen großen Wert. Er begreift sich als Hermeneut eines kollektiven Geschehens. Die sektiererischen Nuancen der Auslegung politischer Homogenität und Einheit im damaligen Rechtsintellektualismus, zwischen den Fraktionen des nationalistischen und „völkischen“ Denkens, lassen sich etwa in Stefan Breuers¹⁹ zahlreichen Sondierungen des Begriffsfeldes nachlesen. Wichtig ist hier nur die transindividuelle Auslegung. Manns Formulierungen dafür etwa mit Sigmund Freud eine bestimmte Theorie zu unterstellen und die Formulierungen derart zu vereinseitigen, wäre eine simplifizierende hermeneutische Gewalttat, die Cipollas Reitpeitsche ähnelt. Mann unterscheidet vielmehr zwischen den Auffassungen des Ich-Erzählers und denen Cipollas und weist jede dogmatisch vereinseitigende Auslegung im Interesse auch der Anschlussfähigkeit und Zustimmung des Lesers zurück. Ausdrücklich möchte der Erzähler seine unheimlichen Erlebnisse nicht „rationalistisch“ (694) verdächtigen, sondern viel-

17 Ernst Rudolf Huber, *Verfassung*, Hamburg 1937, 90.

18 Huber, *Verfassung*, 1937, 92.

19 Stefan Breuer, *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1992; *Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt 2001; *Die radikale Rechte in Deutschland 1871–1945. Eine politische Ideengeschichte*, Stuttgart 2010; *Carl Schmitt im Kontext. Intellektuellenpolitik in der Weimarer Republik*, Berlin 2012; *Ausgänge des Konservatismus in Deutschland*, Darmstadt 2021.

mehr für die „Faszination“ einer Anteilnahme öffnen, die er als Zeuge des „tragischen“ Geschehens stellvertretend bekundet. Dabei zielt der Autor gar nicht auf den Glauben des Lesers an die Kraft der „Hypnose“ und des Auftritts von Cipolla, sondern auf die Deutung des Textes als politische Parabel: Der Leser soll nicht an Cipolla glauben, sondern an die Repräsentanz der Geschichte für die Gefährdung Italiens wie Deutschlands durch den radikalen Nationalismus und Rechtsextremismus.

Die transindividuelle Beschreibung der „Ansteckung“ und „Faszination“ ist im Text bis zum Schluss durchgehalten. Cipolla treibt seine Denunziation und Verhöhnung des Ich-Bewusstseins dabei bis ins Äußerste: Den Kellner Mario, einen „Ritter der Serviette“, stellt er in seinem „Liebeskummer“ bloß und gaukelt sich ihm als die geliebte Silvestra, „Engel des Paradieses“, vor. Er zwingt Mario, ihn in seiner enharmonischen Verwechselung von „Glück und Illusion“ als die Geliebte zu küssen: „Es ist Zeit, dass Du mich siehst und erkennst, Mario, mein Liebster... Sage, wer bin ich?“ (709) „Küsse mich!“ sagte der Bucklige. „Glaube, dass Du es darfst! Ich liebe dich“ (710). Als Mario durch den Pfiff der Reitpeitsche „geweckt“ wird, erwacht er nicht zu einer klaren Situationswahrnehmung, sondern erschießt Cipolla gleichsam spontan aus der Hüfte, ohne dass die Herkunft der Pistole und der Akt der Erschießung als bewusste Handlung beschrieben würden. Und auch Cipolla realisiert das Geschehen nicht als Individuum: „Er stand da mit abwehrend seitwärts gestreckten Armen, als wolle er rufen: ‚Halt! Still! Alles weg von mir! Was ist das!‘“

Marios spontane Erschießung Cipollas korrespondiert als Vorbote kommender Katastrophen mit dem „Donnerschlag“ (III, 985) des *Zauberberg*. Cipollas letzte, vom Erzähler sympathisch erschlossene Worte zitieren aber auch den ersten eröffnenden Satz der *Buddenbrooks*: „Was ist das – Was ist das...“ Die Konsulin Buddenbrook erläutert das 1835 als ihren Katechismus: „Ich glaube, dass mich Gott [...] geschaffen hat samt allen Kreaturen“. Ihr Gatte, Johann Buddenbrook, bricht daraufhin „einfach in Gelächter aus.“ (I, 9f.) Von 1835 zu *Mario und der Zauberer* ist der Prozess der Säkularisierung vorangeschritten und „Gott“ als Interpretament der Geschichte durch „Politik“ ersetzt. Der Ich-Erzähler von *Mario und der Zauberer* expli-

ziert es für die Kinder als „befreiendes Ende“: „War das auch das Ende?“ wollten sie wissen, um sicherzugehen... „Ja, das war das Ende“, bestätigten wir ihnen. Ein Ende mit Schrecken, ein höchst fatales Ende. Und ein befreiendes Ende dennoch – ich konnte und kann nicht umhin, es so zu empfinden!“ (VIII, 711) Der Ich-Erzähler deutet noch das Ende transpersonal und paradox als Sprache der Empfindung.

Es wurde angedeutet, dass Mann eine Problemfrage erörtert: Ist das individuelle Glück eines gelingenden Lebens in der Koinzidenz des Guten mit dem Gerechten möglich? In Italien oder Deutschland? Schon im novellistischen Frühwerk entwickelte Mann dabei einige Einsichten, die er als Resultate festhielt und komplexer ausdifferenzierte. Mit der Weimarer Republik begann er dann einen heiter-ironischen, dezidiert „idyllischen“ Familienroman, der den Zauberer im Kreis seiner Familie zeigte. Er spiegelte die „große Konfusion“ und „Unordnung“ der Zwischenkriegszeit dabei nicht zuletzt im Glück und Leid der Kinder. *Unordnung und frühes Leid* spiegelte die Inflationswirren im Liebesleid des Kindchens; *Mario und der Zauberer* politisierte anschließend, im Kontext der Nationalismuskritik und des sozialdemokratischen „Appells“ an bürgerliches Maß und aufgeklärte „Vernunft“, Cipollas Denunziation von Marios „Liebeskummer“.

Mit dem Joseph-Roman entwickelte Mann damals parallel ein starkes religionsphilosophisches Konzept von der „Geburt des Ich aus dem mythischen Kollektiv“ (XI, 665), das auf die zeitgenössische Wendung zu einem „autoritären“, diktatorischen und „totalen“ Staat und dessen Negation individueller Freiheit antwortete. Mann band die Entwicklung des Individualitätsbewusstseins an die religionsphilosophische Spekulation. Niemals vertrat er transzendentalphilosophischen Idealismus. Schopenhauer und Nietzsche hatten in seinem Denken gleichsam über Kant triumphiert. Manns Rückgang in die politischen Bedingungen der Möglichkeit individueller Freiheit gelangte mit *Mario und der Zauberer* zwar noch nicht zu einem positiven Endpunkt und Abschluss; die Novelle thematisierte aber die Gefahr populistischer Massensuggestion und begriff den politischen Verführer und „Zauberer“ seinerseits als „Werkzeug“ und Herme-

neuten einer kollektiven „Ansteckung“ und „Krankheit“. Wie in früheren Texten, etwa in *Königliche Hoheit*, betrachtete Mann die Erfahrung von heteronormaler Liebe, Ehe und Familie dabei als eine moralpsychologische Voraussetzung für eine Politik und einen „Politiker des Guten“. Zwar pries er damals bereits Ebert und Stresemann; ein literarisches Gegenbild zu einem politischen Verführer wie Cipolla oder „Bruder Hitler“ fehlte ihm 1930 aber noch. An der „massenpsychologischen“ Kritik des Zeitgeistes hielt er in seinen *Aufsätzen zur Zeit* fest.²⁰

Seit Februar 1933 gehörte Mann im Exil zur „dünnen Schicht der begehrten Prominenz“, wie Wolfgang Benz vergleichend betont,²¹ die in den Premiumadressen Prag, Zürich oder den USA willkommen war. Schon seine Familie aber hatte es erheblich schwerer, und etwa dem Zwillingbruder Katias, Klaus Pringsheim, erging es (in Japan) recht schlecht. Ein „Aktivist“ und „Zionist“, wie jüngst behauptet wurde, wurde Mann nicht, sondern hielt am Primat der Kunst, seiner scharfen Nationalismuskritik und der universalistischen Botschaft von liberaler Demokratie und Weltbürgertum fest. Die aktivistischen Deutschlandpläne der US-Exilorganisationen lehnte er ab, soweit sie der US-Politik „entgegengesetzt“²² waren und diese also schwächten. Eine Rückkehr nach Deutschland, in die BRD oder DDR, lehnte er ab, anders als sein Bruder Heinrich, und betrachtete seine Rückkehr nach Zürich später auch als Flucht vor dem US-Antikommunismus in ein letztes Exil.

20 Thomas Mann, *Achtung Europa! Aufsätze zur Zeit*, Stockholm 1938, 73ff.

21 So ironisch Wolfgang Benz, *Exil. Geschichte einer Vertreibung 1933–1945*, München 2025, 45.

22 Benz, *Exil. Geschichte einer Vertreibung*, 2025, 166, vgl. 160ff.

II.

Deutsch-jüdische Universitätsphilosophie: ein Werkstattbericht

2.1 Zur Differenzierung einzelner Aspekte

Die deutsche Universitätsphilosophie hat zwar viel über den „Zivilisationsbruch“ des Holocaust und das Philosophieren „nach Auschwitz“ geschrieben, die Opferbilanz des Faches aber erstaunlich verkürzt erforscht. Die Erinnerung ist klassikerzentriert auf die Westemigration konzentriert. Man denkt an Walter Benjamin, Adorno oder auch Cassirer und reflektiert nicht weiter auf die Konstruktion solcher selektiven Erinnerungen. Erinnert wird, wem philosophische Aktualität ex post zugesprochen wurde. Die Heidegger-Schule und „Frankfurt“ dominierten und blockierten die Historisierung.

Der philosophische Klassikerkanon ist mit der akademischen Universitätsphilosophie nicht identisch.²³ Gerade in der deutschen Philosophiegeschichtsschreibung herrscht seit Schopenhauer, Nietzsche und Heidegger ein antiakademisches Vorurteil für die Disjunktion zwischen „großen Denkern“ und etablierten Universitätsphilosophen. Als historisierendes Kriterium eignet sich aber offenbar kaum die Frage, wer „einen Beitrag zu einer der vielen heutigen Disziplinen

23 Das wurde mir in den 1990er Jahren bei Archivstudien zur Berliner Universitätsphilosophie klar. Dazu vgl. Volker Gerhardt, Reinhard Mehring und Jana Rindert, *Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1946*, Berlin 1999; zu den methodischen Problemen dieser Studie vgl. Verf., *Die Berliner Universitätsphilosophie als Geschichte und als Mythos*, in: Istvan Fehér / Peter L. Oesterreich (Hg.), *Die Philosophie und die Gestalt der europäischen Universität*, Stuttgart 2008, 258–283; vgl. auch ders., *Tradition und Revolution in der Berliner Universitätsphilosophie*, in: Christoph Jahr / Rüdiger vom Bruch (Hg.), *Die Berliner Universität in der NS-Zeit*, Stuttgart 2005, Bd. II, 199–214.

der Philosophie“²⁴ leistete. Nüchtern betrachtet ist ein weiter und ein engerer Kreis von „Philosophen“ zu unterscheiden: Es gibt einen institutionell definierten Kern, der durch formale Abschlüsse und universitäre Etablierung eindeutig identifizierbar ist: Philosophen sind demnach Akademiker, die im „Fach“ reüssierten: also Promotions- und Habilitationsverfahren absolviert haben und in die Statusgruppen der Fachvertreter aufstiegen: als Privatdozenten, Extraordinarien, Ordinarien oder in verwandten Kategorisierungen. Selbst hier ergeben sich aber Grenzfragen: Die Fakultäten beschränkten die Habilitationen teils nach Bedarf und entschieden also auch nach außerwissenschaftlichen Kriterien. Wichtiger noch ist aber das fluide Fachverständnis: Auch im 20. Jahrhundert gingen aus der Philosophie weitere Fächer hervor. Nicht nur Pädagogik und Psychologie wurden noch lange unter dem weiten Label der „Philosophie“ betrieben. Einerseits versammelt das Fach also viele disziplinäre Perspektiven unter seinem Namen und andererseits ist es eine spezifische Marotte oder Leidenschaft von Philosophen, mit eigenem Philosophiebegriff und Geltungsanspruch selbst nahe benachbarten Kollegen die substantielle Zugehörigkeit zum Fach zu bestreiten. Das illiberale Totschlagargument lautet hier: Das ist eigentlich keine Philosophie!

Zwischen einer zu weiten und einer zu engen Philosophenidentifikation, die alle oder keinen – jenseits der eigenen Selbstbeschreibung – zum „Philosophen“ erklärt, kann eine universitätsgeschichtliche Pragmatik sich an die juristischen und institutionellen Titel halten und die Philosophiegeschichte auf akademische Vertreter beschränken. Es liegt nahe, sich hier weiter auf die Statusgruppe der Dozenten zu beschränken und die Emigrationsgeschichte also auf die Personen zu konzentrieren, die zur Zeit des Nationalsozialismus als Dozenten akademisch etabliert waren und förmlich diskriminiert und vertrieben wurden. Dann fällt allerdings der akademische Nachwuchs heraus, der sich etwa in der Postdoc- und Habilitationsphase befand. Hannah

24 So aber das Kriterium der instruktiven, auf der Grundlage der NDB erarbeiteten Enzyklopädie von Bruno Jahn (Hg.), Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Philosophen, München 2001, VII.

Arendt erstritt hier in den 1960er Jahren, wie Hans Jonas berichtete, eine Entschädigungspension: eine „Lex Arendt“.²⁵

Eine Begrenzung auf das Jahr 1933 ist schon deshalb nicht möglich, weil die imperialistische Expansion des Nationalsozialismus weite Teile Europas erfasste und die Universitätsphilosophie in Österreich, der Tschechoslowakei und anderen eroberten Ländern später betroffen war. Es ist zwischen verschiedenen Diskriminierungsformen zu unterscheiden: so zwischen „politischen“ und „rassistischen“ Diskriminierungsgründen, wobei die meisten Opfer des Nationalsozialismus in der Universitätsphilosophie als „Juden“ verfolgt wurden. Die „objektive“ Kategorisierung von „Juden“, jenseits konfessioneller Bekenntnisse, war nicht allein eine rassistisch-biologistische Zuschreibung des Nationalsozialismus; sie gilt, mit anderen Kriterien („jüdische Mutter“, „Beschneidung“) auch innerhalb des Judentums, das sich als „Stammes- und Volksgemeinschaft“ begreift, „aus der man nicht einfach austreten kann“.²⁶ Ein essentialistischer Kurzschluss von „jüdischen“ Autoren auf „jüdische“ Philosophie ist damit selbstverständlich nicht verbunden. Ob es eine solche Philosophie des Judentums oder „jüdischer“ Stereotype, auch in säkularisierten Varianten, überhaupt gibt, sei dahingestellt. Historisch-biographische Rückfragen hinter die Werke auf die Motive und Prägungen ihrer Autoren sind aber legitim. Auch hat gerade der Antisemitismus bekanntlich eine „jüdische“ Rückbesinnung und „Renaissance“ provoziert. Hannah Arendt schrieb dazu 1946 an Jaspers: „Ich möchte so

25 Hans Jonas, *Erinnerungen*, Frankfurt 2003, 294f.: „Diese deutsche Pension war aufgrund einer Neuauslegung des Wiedergutmachungsgesetzes für Akademiker durch das Bundesverfassungsgesetz zustande gekommen und hieß bei den wenigen, die davon profitierten, die ‚Lex Arendt‘. Denn Hannah hatte sieben Jahre lang mit Hilfe eines Anwalts durchgefochten, dass wir, die wir in der Nazi-Zeit kurz vor der Habilitation gestanden hatten, so behandelt wurden wie jene, die bereits habilitiert waren und infolgedessen unter das Wiedergutmachungsgesetz für entlassene Beamte fielen. Sie fiel darunter, ich fiel darunter, eine Handvoll anderer Leute.“

26 So Peter Schäfer, *Das aschkenasische Judentum*, München 2024, 267, vgl. 63; dazu vgl. Michael Wolfssohn, *Eine andere jüdische Weltgeschichte*, Freiburg 2023, 25ff.; Wolfssohn referiert auch Befunde der „Archäogenetik“, um den nachweisbaren „gemeinsamen, antiken, vorderorientalischen Ursprung“ (31) des Judentums zu betonen; faktisch „sind ‚die‘ Juden sowohl Volk als auch Nation, Religion und Schicksalsgemeinschaft“ (32).

sagen: Politisch werde ich immer nur im Namen der Juden sprechen, sofern ich durch die Umstände gezwungen bin, meine Nationalität anzugeben.“²⁷

Die Emigrationsbiographien sind oft sehr komplex, dramatisch und vielschichtig. Viele mussten mehrfach fliehen: aus Deutschland etwa über Frankreich oder England in die USA; einige konnten sich einige Jahre ins Ausland retten und gerieten während des Krieges doch wieder in die Gewalt des Nationalsozialismus. So konnte Paul Ludwig Landsberg nach Spanien und Frankreich fliehen und sich dort erneut akademisch etablieren, bis er in die Falle der NS-Expansion geriet und in ein Konzentrationslager deportiert wurde. Die Emigrationsforschung interessiert sich zurecht für solche Einzelschicksale, sollte aber auch eine institutionelle Gesamtgeschichte der Opfer und Vertreibungen entwickeln. Zwischen politischen und antisemitischen oder sonstigen „rassistischen“ Exklusionen ist zwar nicht immer genau zu unterscheiden. Es ist aber pragmatisch möglich und sinnvoll, sich auf die größte Opfergruppe der antisemitisch verfolgten deutsch-„jüdischen“ Universitätsphilosophen zu konzentrieren. Das betrifft in erster Linie die Universitäten in Deutschland, Österreich und auch der Tschechoslowakei, wenn es auch deutschsprachige „jüdische“ Universitätsphilosophen im Machtbereich des Nationalsozialismus jenseits dieses Raums gab: etwa in Ungarn und im Baltikum.

Es ist also zwischen einer „philosophierenden“ und einer institutionengeschichtlich strikt historisierenden Philosophiegeschichtsschreibung zu unterscheiden, wobei die „philosophierenden“ Ex-post-Geschichten, die Karrieren auf fachimmanente Logifizierungen reduzieren, – spätestens seit Hegel – gerne Vorgängergeschichten des eigenen Philosophiebegriffs extrapolieren und damit universitätsgeschichtlich teils hoffnungslos unterkomplex sind. Die elementarsten strategischen Berufungsfragen – Stellenplan, Lehrbedarf, kollegiale Verträglichkeit etc. – werden dabei ignoriert. Die Zeitgenossen urteilten über Innovationsleistungen häufig anders und kompetenter als Nachgeborene. So war ihnen Carl Stumpf nicht weniger wichtig als Dilthey, Spranger nicht minder als Cassirer oder Hartmann. Ein

27 Arendt am 17. Dezember 1946 an Jaspers, in: Arendt / Jaspers. Briefwechsel 1926–1969, hrsg. Lotte Köhler / Hans Saner, München 1993, 106.